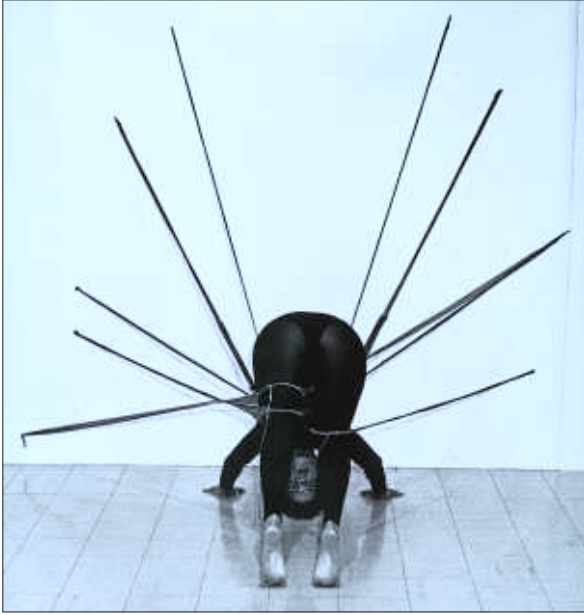




Gedankenexperimente: Senga Nengudis Œuvre bewegt sich zwischen Bildhauerei, Performance und Tanz.



Fotos: Harmon Outlaw/Städtische Galerie im Lenbachhaus

Mallwitz ist „Dirigentin des Jahres“

Straßburg (dpa) Die Nürnberger Generalmusikdirektorin Joana Mallwitz ist die „Dirigentin des Jahres“. Das haben Kritiker der Zeitschrift „Opernwelt“ in ihrer jährlichen Umfrage entschieden. Die 32-Jährige ist erst die zweite Frau, die diese renommierte Auszeichnung bekommt – nach Simone Young im Jahr 2006. Mallwitz setzte sich damit gegen bekannte Kollegen wie Kirill Petrenko und Christian Thielemann durch. Nach „Opernwelt“-Angaben ist sie auch die Jüngste, die jemals in dieser Kategorie gewonnen hat. Sie habe das Kunststück vollbracht, „binnen kürzester Zeit Musiker, Publikum und Kritik zu begeistern, unter anderem mit Prokofjews selten gespielter Tolstoi-Oper ‚Krieg und Frieden‘ und Wagners ‚Lohengrin‘“, schrieb die „Opernwelt“. „Da ist eine neugierige, motivierende, zugleich rigoros auf Qualität bestehende Künstlerin am Werk, die besessen am Klang zu feilen pflegt und doch, wenn es darauf ankommt, loslassen kann.“

Mallwitz selbst ist von der Auszeichnung nach eigenen Angaben völlig überrascht worden. „Ich habe nicht mit der Auszeichnung gerechnet“, sagte sie gestern. Sie freue sich besonders für die Nürnberger Staatsphilharmonie, das Orchester des Nürnberger Staatstheaters, dem die Auszeichnung aus ihrer Sicht in gleichem Maße gelte. „Die Arbeit haben wir zusammen reinge-steckt.“

Auch andere Musiker aus Bayern konnten die Kritiker überzeugen: Das Bayerische Staatsorchester wurde zum achten Mal „Orchester des Jahres“. Der wichtigste Titel der Umfrage, „Opernhaus des Jahres“, ging an die Opéra national du Rhin im Elsass. Das Opernhaus erregte „durch Entdeckerfreude, originelle Programme, vorbildliche Repertoirepflege sowie kreativen Esprit“ Aufsehen, so die Begründung. Als beste Aufführung wurde die „Salome“-Produktion der Salzburger Festspiele ausgewählt. Der Italiener Romeo Castellucci gilt laut Umfrage als bester Regisseur und Bühnenbildner des Jahres. Die litauische Sopranistin Asmik Grigorian, die in „Salome“ die Hauptrolle spielte, ist „Sängerin des Jahres“.

Die Zeitschrift befragt jährlich 50 Kritiker aus Europa und den USA. Die Umfrage ist nicht repräsentativ für alle Kritiker, sie zeigt allerdings ein Stimmungsbild. Foto: Kahnert/dpa

Emmy-Chancen für „Bad Banks“

New York (DK) Die ZDF-Thrillerserie „Bad Banks“ ist gestern in New York in der Kategorie „Best Drama Series“ für den International Emmy Award nominiert worden. Die Preisverleihung findet am 25. November in New York statt. Die sechsteilige Serie von Regisseur Christian Schwochow spielt in der Welt der Hochfinanz, gewaltiger Geldgeschäfte und undurchsichtiger, oft zwielichtiger Finanztransaktionen. Im Zentrum der Geschichte steht die junge, hochbegabte Investmentbankerin Jana Liekam (Paula Beer), deren Ex-Chefin Christelle Leblanc (Désirée Nosbusch) ihr einen Job bei einer Großbank in Frankfurt vermittelt. Leblanc ist es auch, die Jana den Tipp für ein hochattraktives, aber äußerst riskantes Geschäft gibt. Die zweite Staffel der Serie ist gerade abgedreht. Sie wird im Frühjahr 2020 im ZDF und auf Arte zu sehen sein.

Der Körper der Frau

Das Münchner Lenbachhaus widmet der legendären Avantgarde-Künstlerin Senga Nengudi eine Ausstellung

Von Annette Krauß

München (DK) Senga Nengudi ist eine Avantgarde-Künstlerin, deren Werke in einen Koffer passen – so hat sie eine Künstlerkollegin beschrieben. Wenn ihr jetzt das Lenbachhaus eine Ausstellung widmet, dann bedeutet dies auch eine Wiederbelebung von Objekten, die in Depots schlummerten. Denn die Arbeiten von Nengudi verknüpfen Skulptur, Tanz und Performance miteinander, wie sich vor allem an Fotos und Videos beobachten lässt in der Schau „Senga Nengudi – Topologien“.

Das bevorzugte Material der Künstlerin, die 1943 in Chicago geboren wurde, sind Nylonstrümpfe. Mit diesen war sie auch 2017 auf der Biennale in Venedig vertreten. Nengudi verknötet die Nylons in sich und miteinander, dehnt sie auf

Maximallänge, indem sie einzelne Partien an die Wand nagelt, füllt sie mit Sandportionen als Gewichte, die wie Pendel herabhängen. Initialzündung für diese Verarbeitung von hautfarbenen Strümpfen waren Schwangerschaften, und das Staunen über die Dehnbarkeit des weiblichen Körpers führte die Künstlerin zur Verarbeitung von gebrauchten Strumpfhosen. Einige von ihnen werden gefüllt mit Fundstücken wie Metallscheiben oder Fahrradreifen, sie werden kombiniert mit Gummimatten, und den Assoziationen der Betrachterinnen und Betrachter werden keine Grenzen gesetzt.

Es ist eine Frauen-Kunst in dem Sinn, dass weibliche Lebens-Erfahrungen umgesetzt und Erinnerungen wachgerufen werden. Das Material steht für Verführung, für Weiblichkeit an sich – aber auch für Ver-

letzlichkeit und Gewalt. Zerrissene Strümpfe oder gar der Einsatz als Mordwerkzeug durch Strangulation schweben sozusagen im Raum – und ebenso die Lust an der eigenen Schönheit, wenn Beine verkleidet, verziert werden, wenn angeknüpft wird an die Form von Brüsten und Hoden.

Zum Leben erweckt werden die Objekte in Performances, die in der Ausstellung als Film gezeigt werden. Balletttänzerinnen dehnen und beugen ihren Körper unter der Spannung des Strumpf-Materials, sie tanzen mit und unter den aufgespannten Stoffstreifen. Die Frau wird zur Spinne, die in ihrem Netz sitzt, weiterspinn, wartet, sich langsam bewegt. Und der Strumpf steht für den weiblichen Körper, die aufgespannten Strümpfe sind Stellvertreterinnen für die Körperwelten der Frau. Mit minimalis-

tischen Mitteln wird der Frauenkörper in den Mittelpunkt gerückt, wird seine Geschichte durch Verformungen erzählt. Denn die Topologie – so der Ausstellungstitel – beschreibt die Eigenschaften mathematischer Strukturen, die unter stetigen Verformungen erhalten bleiben.

Die französisch-amerikanische Künstlerin Louise Bourgeois hat 1999 eine über neun Meter hohe Spinne aus Bronze gegossen mit dem Titel „Maman“ in Erinnerung an ihre Mutter, die als Restauratorin an Tapisserien arbeitete. Die inzwischen 76-jährige Senga Nengudi hat ihrem eigenen mütterlichen Körper viele Denkmäler geschaffen, die ver-gänglich und flüchtig sind und in eine kleine Schachtel passen. „Dauerhaftigkeit hatte keine Priorität für mich, es ging um Performances“, sagt Nengudi

über ihre Aktionen im afroame-rikanischen Milieu von Los Angeles in den 1960er- und 1970er-Jahren. Titel einer Arbeit aus dem Depot des Centre Georges Pompidou in Paris: „R.S.V.P.“ – es ist der französische Aufdruck auf Einladungskarten: „Repondez s’il vous plaît“ – „Um Antwort wird gegeben“. Denn die Kunst von Nengudi wartet auf das Gegenüber, will in den Dialog treten mit dem Körper, will berührt und gestreckt und gedehnt werden, auch wenn das heute im musealen Ambiente nicht erlaubt ist – außer in den Tanz-Perfor-mances, die im Rahmen der Ausstellung stattfinden und die diese sinnliche Schau treffend ergänzen werden.

Bis zum 19. Januar 2020 im Lenbachhaus am Königsplatz, geöffnet täglich außer montags 10–18 Uhr, dienstags bis 20 Uhr.

Bambi allein zuhaus

Marcus Rosenmüller dichtet im Altstadttheater

Ingolstadt (DK) Ende Dezember waren der Filmemacher Marcus H. Rosenmüller und der Komponist Gerd Baumann zu Gast in Ingolstadt, wo sie ihrer gemeinsamen Leidenschaft für Gedichte im Stile von Ringelnatz, Gernhardt und Morgenstern frönten. Dabei ging es u.a. um einen ziemlich hanebüchernen Filmplot mit einem explodierenden Dinosaurier am Neusiedler See. Heute Abend sind die beiden erneut im Altstadttheater mit ihrem Programm „Wenn nicht wer du“.

Herr Rosenmüller, lohnt sich ein zweiter Besuch?

Marcus Rosenmüller: Natürlich wird es neue Erkenntnisse in Gedichtform geben. Seit Dezember ist viel passiert, unser Film „Drunken Dear“ (Arbeitstitel „Bambi allein zuhaus“) ist in Vorbereitung, und wir werden das Publikum mitbestimmen lassen, ob der Film überhaupt gedreht werden soll. Es geht um ein Rehkitz, das von einer Brauerei als Werbefigur missbraucht wird und sich dagegen wehren will.

Wie kamen Sie denn ausgerechnet auf den Titel „Wenn nicht wer du“?

Rosenmüller: Der Titel entstand in einer regen Diskussion mit einem Freund (Uli), dem ich klarmachte, einer prominenten Persönlichkeit einmal aufgrund seiner Werbetätigkeit für eine Bank, eine Fastfoodkette und ein Wettbüro die Leviten zu lesen. Der Freund Uli gab als Antwort: „Wenn nicht wer du!“ Der zufällig anwesende Lyriker Gerd Baumann klaute sich die Zeile. Wir sind immer noch im Rechtsstreit, wem der Titel gehört – mir, ihm oder dem andern!

Wie sehen die optimalen Voraussetzungen fürs Dichten aus?

Rosenmüller: Optimale Bedingung: Man setzt sich zum Dich-

ten hin, und es fließt in Reimform aus dem Füller, weil die Eingebung liefert. Schlechte Bedingung: Man setzt sich zum Dichten hin, und nichts fließt. Leider kann ich zumindest mir keine Bedingung schaffen, um den kreativen Prozess des Schreibens zu forcieren. Ich hab aber alles schon versucht.

Gerd Baumann hat für viele Ihrer Filme die Musik gemacht. Wie sind diese gemeinsamen Bühnenabende für Sie beide?

Rosenmüller: Wir lieben Gedichte und absurde Geschichten. Und so versuchen wir, diese Bühnenauftritte zu genießen und das Publikum in den Bann dieser Fantasien zu ziehen.

Woran arbeiten Sie gerade?

Rosenmüller: Ich drehe zusammen mit Johannes Kaltenhauser eine Dokumentation über eine Band namens Dreiviertelblut. Erst nach Hälfte der Dreharbeiten habe ich bemerkt, dass Gerd Baumann Teil dieser Band ist. Ich glaube, der macht das absichtlich!

Die Fragen stellte Anja Witzke.

Marcus Rosenmüller und Gerd Baumann lesen heute, Freitag, um 20.30 Uhr im Ingolstädter Altstadttheater.



Marcus Rosenmüller kommt heute nach Ingolstadt. Foto: Düren/dpa

Wo die Schoschonen wohnen

Bully Herbig's „Schuh des Manitu“ kommt als Musical nach München

Von Sabine Busch-Frank

München (DK) Eigentlich hat er hier gar nicht so viel beizutragen. Er ist zwar der geistige Vater, aber das Musical über den „Schuh des Manitu“, dessen Premiere das Deutsche Theater gestern ankündigte, wird Michael Bully Herbig weder inszenieren noch darin mitspielen. Und doch drängt sich alles um ihn, den urbayerischen Film-Allrounder, der letztes Jahr mit „Ballon“ überraschend vom Komödienfach ins Thrillergeschäft wechselte. Heute und hier fragen ihn alle nach seiner 2001 alle Kinokassen sprengenden Westernparodie, die legendäre 12 Millionen Kinobesucher hatte.

Dieser Blockbuster aus dem Wilden Süden traf den Nerv einer Babyboomer-Generation, die mal in Nickipullovers und mit Erdnussflips auf dem Sofa saß und Uschi Glas in Pierre Brices Armen schmachten sah. Aber auch Fans von Comedy und Musikkabarett, Dialektfreunde, alle mit Spaß am Wortverdrehen und Unsinnwiderdenken konnten sich hier begeistern und trafen im Kinosaal auf die Cineasten, welche Literaturverfilmungen aus Frankreich und Massenware aus den USA gründlich satt hatten.

„Der Film hatte kein spezielles Publikum“, sagt Herbig dazu rückblickend, „es war irgendwie ein Frauenfilm und einer für Cowbofans, aber auch für Familien ... alles zusammen.“ Nachdem die Handlung der Westerngaudi bewusst holprig gezimmt war und Musik eine so große Rolle spielte, lag die Metamorphose des Films zum Musical nahe. In Berlin, wo der Marktführer Stage die Rechte gesichert hatte, war das Theater des Westens zwei Jahre lang der Ort, wo die Schoschonen wohnten. So richtig warm wurden die Preußen aber nicht mit ihrem Südimport. Der Münchner Theater-Geschäftsführer Wer-



Erst im Oktober 2020 kommt „Der Schuh des Manitu“ als Musical ins Deutsche Theater. Gestern machten Oliver Banasch, Carmen Bayer, Michael Bully Herbig, Werner Steer und Carl Philip von Maldeghem (von links) schon kräftig Werbung dafür. Foto: Deutsches Theater

ner Steer erzählt, wie er damals Tränen lachend im Publikum saß – und um ihn herum Stille herrschte. Herbig sagt dazu: „Ich bin ja nicht der Humorprofessor, ich weiß auch nicht, wo die geografische Grenze des Lachens verläuft. Aber wahrscheinlich lacht man in Hamburg über Hafenwitze und hier eben nicht, weil es hier keinen Hafen gibt. Wir haben den ‚Schuh des Manitu‘ ja natürlich nicht gerade nur für München gemacht, aber natürlich ausgelotet, worüber wir selbst lachen mussten, und das blieb dann drin.“

Manche Herbig-Filmdialoge kommen einem heute, wo man Minderheiten, Außenseiter und Randgruppen keinesfalls schlechter behandeln möchte als andere Menschen, schon ziemlich gewagt vor. Aber auf die Frage, ob Witze über Schwule, wie sie Abahachi, Ranger und Winnetouch so locker über die Lippen gehen, heute noch gemacht werden dürfen, gibt sich Herbig ratlos: „Genau diese Dis-

kussionen hatte ich vor 18 Jahren auch schon. Aber Humor ist immer individuell, bei manchen sitzt die Gürtellinie unterm Hals und bei anderen am Knie. Mein Ziel ist, auch die Leute, die wir auf den Arm nehmen, dazu zu bringen, dass sie mitlachen. Und es kamen auch schon Rollstuhlfahrer zu uns und haben gebeten, dass wir mehr Witze über Behinderte machen.“

Das Musical wird für die Premiere am 14. Oktober 2020 im Deutschen Theater (Vorverkauf ab nächster Woche) neu überarbeitet. In Kooperation mit dem Salzburger Landestheater wird demnächst die Besetzung gecastet. Das Kreativteam kniffelt bereits an Aktualisierungen, Änderungen und neuen Ideen. Denn schließlich würde bei grundlosem Anschleichen, stundenlangem Spurensuchen, und völlig sinnlosem Nebeneinanderherren auch noch der intimste Blutbruder irgendwann mit der Gesamtsituation unzufrieden sein.